



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lier, H. A.: Analekten zur Geschichte der neueren deutschen Kunst : 3.
Chodowiecki an Nicolai.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dann entweder so vornehmen, daß die zuletzt bezeichneten Enden des Brusttuches darübergelegt werden und die Nadeln verdecken, oder man nadeln das Bruststück mit, hat also auf der Schulter von vorn wie von hinten eine doppelte Tuchlage zu nadeln, und die Nadeln liegen dann sichtbar zu tage; letzteres pflegt das häufigere zu sein. Diese letztbeschriebene Tracht ist eben diejenige, welche uns in ihrer schönsten Form auf den attischen Denkmälern aus der Epoche des Pheidias entgegentritt; ihr Zusammenhang mit jenem früher allgemeinen kreisrunden Bausch läßt sich aber auf Vasenbildern verfolgen, denn es kommt nur darauf an, den über den Gürtel fallenden Bausch der ältern Tracht möglichst zu verkleinern, sodaß der Abstand zwischen Überschlag und Bausch beträchtlich verringert wird, und dann den Bausch in jener der Linie des Überschlages sich anschließenden Weise, wobei die Falten an den Seiten tiefer liegen als in der Mitte, zu arrangiren, um die edle Form des Gewandes der Karyatiden vom Erechtheion zu erhalten.

Ärmel sind bei dieser Tracht bald vorhanden, bald fehlen sie; wo sie da sind, haben sie meistens, wie die früher besprochenen, die Form der offenen, durch Knöpfe oder kleine Nadeln verbundenen Halbärmel, und es hat vielfach den Anschein, als seien dieselben nicht eigens angenähte Ärmelstücke, sondern gehörten zum Chiton selbst, welcher, weil er, wie in der Länge, so auch im Umfang beträchtlich mehr Stoff enthielt, als an und für sich zur Umhüllung des Körpers nötig war, hinlänglich Material bot, um oben auf jeder Seite noch ein bedeutendes Stück über die Oberarme zu ziehen und durch Zusammenstellen zu scheinbaren Ärmeln zu verbinden.

(Schluß folgt.)



Analekten zur Geschichte der neueren deutschen Kunst.

Von H. A. Eber.

3. Chodowiecki an Nicolai.



er auf dem kürzesten Wege einen möglichst umfassenden Einblick in den Vorstellungskreis und die Anschauungen der Berliner Aufklärer im vorigen Jahrhundert gewinnen will, der greift am besten zu Friedrich Nicolais satirischem Romane: „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker.“

Friedrich Nicolai, das Haupt der deutschen Aufklärer, hat in diesem dreibändigen Werke, zu dem er den Gedanken gleichzeitig mit dem der Begründung

der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ faßte, gewissermaßen die Quintessenz seiner rationalistischen Weltanschauung niedergelegt, die bei stetem Kampfe gegen alle Orthodoxie die Einheit der christlichen Offenbarung und der sogenannten natürlichen Vernunftreligion zu erweisen sich als Ziel gesetzt hatte. Wir haben heute eingesehen, daß ein derartiges Unternehmen niemals gelingen kann, dürfen jedoch nicht vergessen, daß Nicolai trotz seines platten Rationalismus und seiner merkwürdigen Beschränktheit, welche ihn im Alter hinderte, dem geistigen Fortschritte in den Werken unsrer großen Dichter und Philosophen zu folgen, doch das Verdienst hat, durch seinen rastlos geführten Vernichtungskrieg gegen jeden Zelotismus und jede Heuchelei den Weg geebnet zu haben, auf dem allein die freie Forschung und die Humanität sich entwickeln konnten.

Außer der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ hat keine Schöpfung Nicolais durchschlagender gewirkt als eben sein „Sebalduß Nothanker.“ Dieser Roman muß sich zur Zeit seines Erscheinens einer ungemeinen Beliebtheit erfreut haben, und das nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, da er in mehrere Sprachen übertragen worden ist. In kürzester Frist waren vier starke Auflagen verkauft. Eine ganze Sebalduß-Nothanker-Literatur entwickelte sich an ihm: man setzte den Roman fort, schrieb zahlreiche Abhandlungen und Predigten nach dem von Nicolai gegebenen Beispiele und suchte seine Ideen zu widerlegen, indem man die von ihm selbst dargebotene Form zum Muster nahm. Nicolai sah sich daher schon am Schlusse des zweiten Bandes genötigt, gegen eine derartige Ausnutzung seiner Arbeit Protest zu erheben; er that dies in der „Zuverlässigen Nachricht von einigen nahen Verwandten des Herrn Magister Sebalduß Nothanker. Aus ungedruckten Familiennachrichten gezogen,“ welche dem zweiten Bande als Anhang beigegeben ist.

Heute ist der „Sebalduß Nothanker“ in Vergessenheit geraten, und zwar namentlich aus zwei Gründen: einmal steht der Roman als Kunstwerk auf einer sehr niedrigen Stufe, und dann ist Nicolais Satire uns, die wir unter ganz andern Verhältnissen leben, vielfach nicht mehr ohne weiteres klar. Es wird daher zum Verständniß des folgenden gut sein, wenn wir einige Bemerkungen über Inhalt und Tendenz des Romans vorausschicken.

Nicolai selbst erklärt sein Werk für eine Fortsetzung von Thümmels „Wilhelmine,“ deren Heldin, eine fürstliche Kammerjungfer, am Schlusse den guten Dorfpfarrer Sebalduß heiratet. Diese Gutherzigkeit ist auch ein Hauptcharakterzug von Nicolais Helden. Sein Sebalduß hat eigentlich nur eine Leidenschaft, nämlich den Wunsch, ein gelehrtes Werk über die Apokalypse zu stande zu bringen, das alle andern Kommentare übertreffen und alle falschen Auslegungen derselben beseitigen soll. Daneben schwärmt er tüchtig für die Crusianische Philosophie und ist ein Gegner der symbolischen Bücher, wie er denn auch die Zweifel an der Ewigkeit der Höllenstrafen Zeit seines Lebens nicht los wird. Deshalb gilt er den orthodoxen lutherischen Geistlichen als ein

gefährlicher Feindenker und wird von ihnen fortwährend verfolgt, sodaß sein Leben aus einer Kette von Anfeindungen und Verleumdungen besteht. Auch die Ungunst des Schicksals wird ihm in reichem Maße zuteil. Er wird seines Amtes entsetzt, von Haus und Hof vertrieben; Weib und Kind stirbt ihm, von allen Mitteln entblößt sieht er sich gezwungen, ein abenteuerliches Leben zu beginnen, und muß als Korrektor, Hauslehrer, Vikar, Schriftsteller, Weghüter und endlich als Gesellschafter eines reichen Herrn mühsam sein Dasein fristen. Ein mäßiger Lotteriegewinn läßt ihn endlich nach langen Leiden ein hinreichendes Auskommen und die ersehnte Muße finden, sein großes Hauptwerk über die Offenbarung zu vollenden.

Obwohl Nicolai im Laufe der Erzählung den ganzen damaligen Romanapparat in Bewegung setzte, wiederholten Überfall durch Räuber, Schiffbruch, Gefangennahme durch holländische Seelenfänger, zahlreiche Übervorteilungen des Arglosen und Unerfahrenen durch Schurken aus allen Ständen, ist es ihm doch um die Handlung nicht im mindesten zu thun. Die Hauptsache sind ihm die Unterhaltungen, die Sebaldus mit den Anhängern fast aller protestantischen Glaubensrichtungen führt, welche in ihrer provinziellen Verschiedenheit vorgeführt werden. Immer ist der Zweck, die Heuchelei und Intoleranz der Geistlichen in eine möglichst grelle Beleuchtung zu stellen und ihre Bildung als höchst einseitig und beschränkt erscheinen zu lassen. Vielfach werden die Situationen nur deshalb gewählt, um dasselbe Thema von einer neuen Seite noch einmal behandeln zu können.

Mit der Geschichte des Sebaldus hat dann Nicolai noch die seiner Tochter Marianne verbunden, welche als angebliche Französin in adliche Dienste tritt und bald in ein Liebesverhältnis zu einem poetisch angehauchten Jüngling sich einläßt, dessen Gattin sie nach Bestehung mancher Abenteuer, darunter mehrfacher Entführungen, wird. In der Geschichte Mariannens tritt glücklicherweise die Handlung mehr in den Vordergrund, ja selbst an Ansätzen zu einer psychologischen Motivierung fehlt es hier nicht. Doch hat Nicolai seiner satirischen Stimmung auch in diesen Teilen des Romans Raum gegeben; sie richtet sich gegen die Überhebung des Adels, verspottet dessen Gallomanie und Ahnenstolz und zieht die Sentimentalität der Zeit, die sich gern in schäferlicher Liebeständelei erging, ins Lächerliche. Aber das alles geschieht mit Maß; die Satire entspringt hier meist den verkehrten Handlungen der Leute; selten arten die Gespräche, die sie führen, in so endlose moralische Abhandlungen aus, wie sie in der Geschichte des Vaters immer wiederkehren. Der Leser verweilt daher gern bei diesen Partien, welche in der That ein gewisses Talent für die Erzählung verraten.

Nicolai war darauf bedacht, seinem Roman einen erhöhten Wert zu verleihen dadurch, daß er denselben mit einer Anzahl Illustrationen schmücken ließ. Er wußte zu diesem Zwecke den beliebtesten Illustrator der damaligen Zeit, den

Kupferstecher Daniel Chodowiecki zu gewinnen, welcher wiederholt seine Kunst in den Dienst von Nicolais literarischen Unternehmungen gestellt hat. Chodowiecki schuf für den „Sebalduß Nothanker“ in seinen verschiedenen Auflagen im ganzen einundzwanzig Blätter, die sich den besten seiner Schöpfungen auf dem Gebiete der Buchillustration würdig an die Seite stellen.*)

Chodowiecki ging nur mit Widerstreben an diese Arbeit. Nicolais ungestüme Angriffe gegen die Prediger des göttlichen Wortes waren dem frommen Anhänger der calvinistischen Kirche überaus bedenklich, da er annahm, daß die Religion selbst durch die Verspottung ihrer Diener herabgesetzt würde. Dennoch vermochte er die Bedenken, welche ihm bei der Lektüre der ersten beiden Bände des „Sebalduß Nothanker“ aufstießen, zu überwinden; als ihm aber Nicolai das Manuskript des dritten Bandes übersandte, fand er sich durch die darin enthaltenen freigeistigen Ausführungen so unangenehm berührt, daß er dem Verfasser seine Mitarbeiterschaft an dem Werke verweigern zu müssen glaubte. Er schrieb deshalb einen längern Brief an Nicolai und legte in demselben alle die Gründe für die Ablehnung des ihm erteilten Auftrages dar. Namentlich an dem sechsten Abschnitte nahm er Anstoß. Dieser enthielt Proben einer Übersetzung, welche Sebalduß von dem Werke eines englischen Deisten gefertigt hatte, um sie dem holländischen Buchhändler van der Ruit zum Verlage anzubieten, und in der That hat Nicolai in diesem Abschnitte das schärfste Geschütz aufgeföhrt, mit dem er überhaupt in seinem Romane operirt. Er legt in demselben nicht nur dar, welcher Widersinn es sei, die Prediger eidlich auf fest formulierte Bekenntnisschriften zu verpflichten, ein Herkommen, gegen welches an zahlreichen Stellen des Werkes Protest erhoben wird; auch die Autorität der Bibel, ihre göttliche Eingebung, die Notwendigkeit, alle ihre Lehren anzunehmen, wird in Frage gestellt und dabei hervorgehoben, wie wenig sicher die Uebersetzung des biblischen Textes sei. Chodowiecki bemüht sich daher, Nicolai von der Verkehrtheit solcher Anschauungen zu überzeugen, und liefert in seinem Schreiben den Beweis, wie ernst es ihm um seine Kunst war, die er nicht in den Dienst desjenigen stellen wollte, der seiner innersten religiösen Ueberzeugung nach durch seine Schriftstellerei nur entchristlichend wirken konnte.

Dieser Brief Chodowieckis ist uns erhalten geblieben, scheint jedoch bisher nirgends durch den Druck bekannt gemacht zu sein. Daß man schon früher daran gedacht hat, ihn zu veröffentlichen, beweist eine Abschrift desselben von der Hand L. F. G. von Göckings, welche sich unter der großen Menge von Briefen des C. A. Böttigerschen Nachlasses auf der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindet. Es ist augenscheinlich, daß Göcking bei der Aufbereitung desselben daran dachte, das interessante Dokument von Chodowieckis

*) Sie sind aufs genaueste verzeichnet in dem trefflichen Werke von Wilhelm Engelmann: Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche. Leipzig, 1857.

Gefinnung drucken zu lassen. Hierauf deutet schon die Einleitung und der Schluß hin, die er dem Schreiben zu kurzer Erläuterung beigegeben hat. In seinem „Leben Friedrich Nicolais“ erzählt Göcking, daß er Nicolais Nachlaß zum Teil durchgesehen habe, er gedenke, nach und nach das Interessanteste aus Nicolais Korrespondenz in einem der periodischen Blätter bekannt zu machen. Wahrscheinlich wird er bei dieser Gelegenheit auch auf den in Rede stehenden Brief Nicolais gestoßen sein, und da Böttiger damals (1819) auf eine große Anzahl von Zeitschriften einen weitgehenden Einfluß ausübte, lag es nahe, ihm die Abschrift zur Veröffentlichung zu übersenden, zumal da Göcking mit Böttiger persönlich bekannt war und wiederholt für die unter seiner Leitung stehenden Journale gearbeitet hat. Böttiger hat jedoch die Arbeit Göckings unter seinen Papieren verschwinden lassen, ohne sie zum Druck zu befördern; wenigstens ist es mir nicht gelungen, ausfindig zu machen, daß dieser Brief Chodowieckis irgendwo gedruckt sei. Auch Engelmann hat ihn nicht gekannt, da er ihn sonst in seinen sorgfältig gearbeiteten Literaturangaben verzeichnet haben würde. Gegen die Annahme, daß Böttiger Göckings Wünsche nachgekommen sei, spricht auch die Beschaffenheit des Manuskriptes, das völlig sauber aussieht, also gewiß nie in Setzerhänden gewesen ist.

Warum Böttiger sich nicht entschlossen hat, den Brief zu veröffentlichen, darüber kann man nur Vermutungen haben. Wüßte man sonst von ihm, daß er in diesen Dingen zartfühlend gewesen, so läge die Vermutung nahe, daß er Rücksicht auf Nicolai habe walten lassen, mit dem er in vertrautem Briefwechsel stand. Wir wissen jedoch aus andern Fällen zur Genüge, daß Böttiger derartige Bedenken nicht kannte.

Wie dem auch sei, Chodowieckis Schreiben an Nicolai verdient jedenfalls der Vergessenheit entrissen zu werden. Wer mit uns der Ansicht ist, daß zur Würdigung eines Künstlers auch die Kenntnis seines Charakters und seiner Lebensanschauungen gehöre, der wird nicht ohne Interesse den Bekenntnissen eines Mannes folgen, dessen künstlerische Eigenschaften längst genügend dargelegt worden sind, von dessen menschlichem Wesen wir aber noch wenig wissen.*)

*) Unser Abdruck giebt genau Göckings Manuskript wieder, ist aber mit dem Original, das gegenwärtig mit den übrigen Schreiben Chodowieckis an Nicolai in der königlichen Bibliothek zu Berlin verwahrt wird, verglichen worden. Göcking hat sich zur Veröffentlichung nur wenige Änderungen erlaubt, die den Sinn in keiner Weise berühren, und hat die Orthographie Chodowieckis, welche durchaus willkürlich ist, einheitlich nach den für seine Zeit gültigen Regeln gestaltet, sodaß es in diesem Falle angebracht zu sein scheint, einmal die Abschrift und nicht das Original bei der Veröffentlichung zu grunde zu legen. Übrigens ist unser Brief weitaus der bedeutendste und zugleich auch der umfangreichste unter den fünfzehn Briefen Chodowieckis, die sich in Nicolais Korrespondenz befinden. Die übrigen sind zum Teil nur kurze Billets und rein geschäftlichen Inhalts. Am wertvollsten dürften unter ihnen diejenigen sein, welche Verzeichnisse der von Chodowiecki in verschiedenen Jahren ausgeführten Arbeiten enthalten. Chodowiecki teilte dieselben Nicolai mit, damit sie dieser in der „Allge-

Anekdote von Chodowiecki.

Der berühmte Daniel Chodowiecki hatte bereits die Kupfer zu den ersten Theilen des Sebaldus Nothanker gestochen, als er bey dem letzten Theile sich Gewissenszweifel machte, ob er mit dieser Arbeit fortfahren solle oder nicht? Nicolai hatte ihm die Handschrift mitgetheilt, damit der Künstler die Situationen, welche durch einen Kupferstich dargestellt werden sollten, sich desto lebhafter denken könne. Wahrscheinlich mogte Chodowiecki zwar mündlich dem Verfasser gesagt haben, warum er Bedenken trage, ferner für dieses Werk zu arbeiten, allein da dieß bey Nicolai nicht die gewünschte Wirkung gethan hatte, so schrieb er an ihn folgenden Brief, an dem bloß die Fehler gegen die Sprachrichtigkeit und Rechtschreibung geändert worden sind.

Ich bin warlich sehr betrübt, daß ich Ihnen nicht helfen kann; ich habe etliche Male die mir anstößigen Stellen gelesen. Wenn ich die Blätter aus der Hand lege, deucht es mir, ich thue Ihnen Unrecht, und alles, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung sagten, scheint mir wahr und richtig; wenn ich sie aber von neuem lese, verschwindet alles dieses, und ich finde nur Gelegenheit, zu tausenderley widrigen und gefährlichen Ausstellungen. Ich finde in Ihren Ausdrücken zu viel heißendes, bitteres und spottendes, wenn von der Religion und der h. Schrift die Rede ist, und die Lehrer derselben können Sie durch das ganze Werk nicht genug herunter setzen, den einzigen Alkmarer*) ausgenommen.

Sie halten dafür: Es sey Niemand mehr so einfältig, die übernatürliche Einblasung der heiligen Bücher zu glauben. Ich glaube sie auch nicht so, wie Sie dieses Wort auslegen. Aber daß etwas übernatürliches bei Stiftung der christlichen Religion, wovon diese Bücher Folgen sind, vorgegangen ist, das kann doch nicht geläugnet werden. Was waren die ersten Prediger des Christenthums? Waren es nicht ganz gemeine Leute? Fischer, Zöllner; u. dergl.? Waren sie nicht zu der Zeit, da Christus noch mit ihnen auf Erden war, einfältige, furchtsame, und mit Vorurtheilen behaftete Menschen? Flohen sie nicht alle, da Christus gefangen wurde? Verleugnet Petrus ihn nicht? Hielten sie sich nicht verschlossen aus Furcht vor den Juden? Nach dem Pfingstfest aber, oder nach der Ausgießung des h. Geistes über sie, wurden sie erst, was sie werden sollten. Mit welcher Standhaftigkeit redete Petrus nun nicht mit dem ganzen versammelten Volke? Was für eine Folge hatte seine Rede nicht! Wurden er und die andern Apostel von dieser Zeit an nicht ganz andre Menschen? War nun ein Wunder an ihnen geschehen, so mußte ja dieses Wunder Einfluß auf ihr ganzes folgendes Leben haben, und was sie geschrieben haben, kann man, ohne die Nothwendigkeit eines jedesmal neuen Wunders, als Schriften von mehr als gemeinen vernünftigen Leuten ansehen. Ich halte dafür, es gehörte noch mehr als Vernunft dazu, die Bücher zu schreiben, die sie uns hinterlassen haben, sonst hätten die gelehrten Männer, die vor ihnen gelebt, und die weit mehr natürliche Vernunft hatten als diese, auch so schreiben können.**)

meinen deutschen Bibliothek“ bekannt mache. Auch die Kupferstiche und Radirungen andrer Künstler nach Zeichnungen Chodowieckis sind in diesen Verzeichnissen berücksichtigt.

*) Gemeint ist der Pfarrer von Alkmaar, welcher, obwohl streng orthodox gesinnt, doch den schiffbrüchigen Sebaldus in seinem Hause aufnimmt und ihn später in Amsterdam aus den Händen des Seelenverkäufers rettet.

**) Sebaldus Nothanker, III. S. 59 u. 60: „Man setzet immer die Vernunft der Offenbarung entgegen. Dies mag der nöthig finden, der an eine unerklärliche Theopneustie glaubt. Ich hoffe aber, es sey niemand mehr so einfältig, sich einzubilden, Gott habe die

fels*) schrieb von der Bibel, ist übertrieben, sonst müßten die Mahometaner auch ihre Lehre darin finden. Freilich kann man mehr glauben, als darin steht, und auch weniger, wenn man das verwirft, was Einem nicht ansteht.

Gott hat seit den Tafeln auf Sinai keine Offenbarung unmittelbar gegeben. Woher ist denn die Lehre Christi gekommen, dem Sie doch die Gottheit nicht absprechen? Er hat sie ja unmittelbar gepredigt. Hier setze ich mich an die Stelle so vieler jungen Leute, die Ihr Buch lesen, und schon einen Hang zum Unglauben mitbringen, und bete mit frohem Herzen nach: Gott hat sich der Einsichten guter Leute bedient, welche Bücher geschrieben haben, die durch verschiedene Vorfälle den Menschen wichtig geworden sind. Also war alles, was vorher gesehen war, nämlich die Zukunft Christi auf Erden, um die Menschen den Willen Gottes besser zu lehren, als vorher geschehen war, ihnen das vollkommenste Beyspiel eines guten Menschen zu geben, einige Menschen zum Fortpflanzen seiner Lehre vorzubereiten, für alle zu sterben, um ihnen, wenn sie sonst Gutes thun wollen, die Seeligkeit zu erwerben: Alles dieses wäre also unnöthig gewesen. Die Ausgießung des h. Geistes am Pfingstfest, wäre auch nicht nöthig gewesen, und doch sind dadurch diese Guten eigentlich zu ihren Einsichten gekommen. Oder alle diese Sachen sind nicht wahr. Dieß schließe ich, wenn mir weiter nichts gesagt wird, als daß Gott sich der Einsicht dieser guten Leute bedient habe.

Um nun aus diesen Schriften seine Pflichten kennen zu lernen, braucht er nicht viele Betrachtungen im Schließen. Der gemeinste Mann, (und man sieht oft, daß dieser es am besten thut) kann es. Ich habe oft, da ich noch Diacre bey unsrer Kirche war,**) bey den ärmsten und gemeinsten Leuten die besten Christen gesehen, und besonders auf dem Sterbebette im Hospital. Ich habe ein junges melancholisches Frauenzimmer von guter Familie gekannt, das niemand besser trösten konnte, als die Frau des Kutschers.

Diese armen Leute verstehen in diesen Büchern nichts, als was ihnen nützlich ist. Was sie nicht begreifen können, das können sie auch zu ihrer Besserung im Leben, zu ihrem Troste im Tode, und zu ihrer Seligkeit entbehren. Die aber alles erklären wollen, so dunkel es auch sein mag, die müssen nothwendig in ihren Erklärungsarten sehr verschieden seyn; aber es sey. Wenn sie nur das eigentlich nothwendige verstehen und befolgen, so hat es keine Noth um sie, und es ist gleich viel, von welcher Seite sie die Hieronymische Perle***) durchbohren.

Die heiligen Bücher sollen Allen Quellen der Wahrheit seyn. Sagt man ihnen aber nicht erst wie diese Bücher entstanden sind, so werden sie bey der ersten Gelegenheit, wo ihr Interesse oder ihre Leidenschaften es verlangen, das Buch zumachen und sich befriedigen.

heiligen Bücher, ganz unmittelbar, und übernatürlich, einghaucht. Es sind Bücher, welche zu schreiben, hat müssen Vernunft angewendet werden, und zum Lesen und Verstehen, gehört auch Vernunft.“

*) Edda. S. 60: Samuel Werensfels . . . schrieb in seine Bibel:

Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque;

Invenit et pariter dogmata quisque sua.

**) Chodowiccki hielt sich zur französisch-reformirten Gemeinde; Diacre bedeutet hier soviel als Kirchenvater oder Almosenpfleger. (Anmerkung Gückingts.)

***) III, S. 61 u. 62: „Der heil. Hieronymus hat schon gesagt: »Das Wort Gottes ist eine Perle. Ja wohl, eine Perle! Denn gleich wie die Künstler die Perlen wo es ihnen gutdünkt, durchbohren, so haben alle Sekten Gottes Wort, nach ihrem Sinne ausgelegt, und es, wie Perlen, auf den Faden ihres Lehrsystems gereiht.«“

Die Anzeigen der Varianten können bey Layen viel mehr schaden, als Nutzen stiften. Sind diese Stellen falsch befunden worden: Wer weiß, wie es um die andern steht? Was ist mir gut dafür, daß sie nicht auch falsch sind? — Sind das nicht die natürlichen Gedanken, die darauf folgen? So wie der Spruch 1. Thim. III, 16 in der Uebersetzung steht, hat er doch Zusammenhang; kann er auch Zusammenhang haben, wenn aus dem O der Strich ausgelassen wird?

Man mag den 14ten Vers im 5ten Kapitel im Briefe an die Römer nehmen wie man will; ich sehe nicht, welche Lesart ihm den besten Sinn giebt. Nach der franzöf. Uebersetzung scheint mir der am besten zu sein: Qui n'avoient point peché. Ich habe nichts wider den Ausspruch Joh. 1. Br. B. II. [soll heißen: 2. Brief Joh. B. 9]. Wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, hat keinen Gott. Wer einmal dieser Lehre kundig ist, kann wohl nicht anders als sehr unglücklich werden, wenn er davon abgeht; wird er nicht zugleich auch Gott abtrünnig werden?*)

Der andere**) ist ohnstreitig für die ersten Christen bestimmt gewesen, und konnte damals sehr nützlich seyn.

Dieses sind wohl die Erklärungen aller vernünftigen Gottesgelehrten. Giebt es unvernünftige, die sie unrecht erklären, so müssen doch nicht alle in eine Classe gesetzt werden, wie mehrentheils in diesem Buche geschehen ist. Ich finde gar nichts unglaubliches im 5ten Verse des Briefes Judä.***) Steht nicht ausdrücklich im 4ten Buch Moses, daß Gott die Israeliten, um ihres Unglaubens willen, in der Wüste aussterben ließ, und daß nur die Kinder, und Josua und Kaleb in das gelobte Land kamen? Indessen bewahre mich Gott, daß ich den verfluchten sollte, der das nicht glauben kann; nur bey der Wahl dessen, das sich für mich schiekt, muß ich mich auch in Acht nehmen, denn Natur und Erfahrung könnten auch mannigmal trügen. Wie waren unsre Vorfahren beschaffen, ehe das Christenthum, und nachher die Reformation, bey uns eingeführt wurde? Haben wir es nicht dem Christenthum zu danken, daß wir unsre Natur kennen gelernt haben, und unsre Erfahrungen nutzen können? Und das Christenthum haben wir doch nur durch diese Bücher erlangt, so wie sie sind. Freilich mag man ungereimtes Zeug genug mit der Bibel vorgenommen haben; aber sind die englischen Verse †) nicht auf eine zu hursche Art übersetzt? Das arme Buch!

Ja wohl ist zwischen blinden Glauben und Unglauben ein Mittelding, das ist der rechtschaffene, einfältige, demüthige Glaube, den der Mann, der Christo ein mondsüchtiges Kind zu heilen zuführte, hatte. Ich glaube, rief er; hilf meinen Unglauben!

Kein Freidenker ist verwünschenswerth; aber zu beklagen ist ein jeder, der es ist, und man soll sich wohl hüten, keinem Gelegenheit zu geben, es zu werden. Ich versichere Sie auf meine Ehre, daß ich Ihnen keine üble Intention zutraue; aber es ist doch auch fast keine Zeile, die ich mir die Freiheit nehme zu unter-

*) Vergl. zu diesem Abschnitt III, S. 62 bis 64, die wir ganz hierher setzen müßten, um Chodowiecki's Ausführungen unmittelbar verständlich zu machen.

**) Gemeint ist der Spruch: „So jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause, und grüßet ihn nicht, denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke.“ S. 64.

***) „Der Herr brachte um, die da nicht glaubten.“ Ebda.

†) Sebaldu's Uebersetzung lautet:

Das arme Buch! Was muß es nicht ertragen!

Von jeher hat es sich geduldig lassen plagen,

Und schief verzerrn, nach jedes Lehrers Lehren,

Griechisch und Hebräisch kann sich ja nicht wehren! (III, 65.)

streichen, die mir nicht anstößig wäre, und die es nicht auch vielen andern seyn wird. Was soll man doch dem Tindal für seinen Beweis, daß das Christenthum so alt ist als die Welt, danken? Irre ich mich, oder haben wir alsdamm Christus nichts zu verdanken? Was könnte es helfen, wenn auch das Pofoksche Kapitel*) in die Stelle der 9 ersten Kapitel des ersten Buchs der Chronik gesetzt würde? Wir haben ja im neuen Testamente verschiedene Stellen, die die Toleranz hinlänglich empfehlen.

Die Vergleichung des Dr. Thorntorn's**) ist doch eine wahre Plaisanterie, die ich nicht recht verstehen kann. Besser ist der folgende Abschnitt; der hat meinen völligen Beyfall, oder ich verstehe ihn auch nicht. Das, werden Sie sagen, sey meine Schuld; aber leider mögen viele solche verstopfte Köpfe seyn. Ich setze nun den Fall, das alles, was ich befürchte, geschieht nicht: Niemand ärgert sich an Ihrem Buche; Niemand wird durch Lesung desselben schlimmer als er war: Wer sind denn die, die davon Nutzen haben sollen? Die Intoleranten? Die werden aber so satyrisch gezeißelt, daß sie für Schmerzen das nicht bemerken, was zu ihrer Besserung darunter verborgen ist.

Ihre Absicht: Alle Gottesgelehrten zur Vertragsamkeit zu bringen, ist sehr gut. Aber auf die Art, wie Sie vom Anfange des Werkes bis zu Ende der Bogen, die ich vor mir habe, sie behandelt haben, werden Sie den Zweck nicht erreichen.

Anfangs 1774, da ich den Kalender mit den Kupferstichen des Viederlichen***) gemacht hatte, schrieb mir ein mir ehrwürdiger Mann, der in meiner Jugend mir oft mit guten Rath an die Hand gegangen war, auch mir sonst viel Gutes gethan hatte: Qu'est-ce que Vous ont fait les pauvres Pasteurs, pour Vous obliger, de donner une figure si comique a celui, qui benit le mariage de Votre agreable Debauché? Je crains que le libraire Nicolai, qui doit être un grand ennemi des Ministres, ne Vous aye séduit; je connois le livre qu'il a écrit depuis peu. Den Sommer vorher war der erste Theil des Sebalbus herausgekommen. Er wußte nicht, daß der Kalender älter war, als der Sebalbus.

Vor Kurzem schrieb mir derselbe Mann: Croyez moi, Vous ferez bien, de ne plus faire d'estampes pour le livre de Sebalbus, ou pour d'autres qui lui ressemblent. Il faut bien, que Nicolai soit un impie, (vergeben Sie den Ausdruck!)

*) „Das folgende Kapitel [welches erzählt, wie Gott Abraham lehrt, tolerant gegen Andersgläubige zu sein], soll D. Pococke in einem zu Cairo befindlichen Codex, anstatt des 22ten Kapitels des 1. Buchs Mose gefunden haben. Kanonisch oder nicht, ich gebe das erste bis neunte Kapitel des ersten Buchs der Chroniken dafür.“ (III, 66 ff.)

**) „D. Thornton in seiner Vertheidigung der Neun und dreißig Artikel, sagt: Zu behaupten, es sey nicht nöthig, daß die Meinungen der Prediger mit den symbolischen Büchern übereinstimmen müßten; würde eben so ungerecht seyn, als zu behaupten, es sey besser, die Decken auf den viereckigten Tischen, welche mitten in unsern Zimmern stehen, lägen schief und zipflicht, als gerade und rechtwinklicht. Wahr ist's, zu den Zeiten der Königin Elisabeth, war unser Religionsystem . . . einem unansehnlichen viereckigten Tisch ähnlich, den wir demod mitten in Zimmer sehen ließen. Er hatte also die Decke sehr nöthig, und sie paßte auch ganz wohl darauf. Aber seit einiger Zeit meine ich bemerkt zu haben, daß, besonders bey Leuten in der Welt gar keine Tische im Zimmer stehen. Ich sehe zwar an den Wänden zierlich ausgehewesene Marmorplatten, die auf vergoldeten Füßen ruhen. Die bedürfen aber keiner Decke, und wollte man die alte Decke darauf legen, so würde sie eben deshalb zipflicht hängen, weil sie viereckigt ist. Hat aber noch jemand einen Tisch nach der alten Art in seinem Zimmer, der lege meinethwegen auch die alte Decke darauf.“ (III, 68—69.)

***) Die „12 Blätter zum Leben eines Viederlichen“ erschienen im „Berliner genealogischen Kalender auf das Jahr 1774.“ Vergl. Engelmann S. 65, Nr. 90.

puisqu'il écrit des livres contre la Religion, et Vous les ornez de Vos estampes. Ich habe ihm hierauf nicht geantwortet. Ich nahm Ihren Sebalduß zur Hand, las ihn vom Anfange bis zu Ende, und zeichnete mir alle Stellen an, wo ich etwas fand, das zu Erlangung der Vertragsamkeit zwischen den Predigern und andern Glieder der verschiedenen Religions-Partheyen dienen sollte, um ihm zu zeigen, daß dieses ihr eigentlicher Zweck bey dieser Arbeit gewesen sey. Ein einziger Artikel fiel mir auf, den ich unschicklich fand, der vom blauen Lamme.*) Die Vergleichung Christi mit einem Lamme kömmt schon in den Propheten vor, und ist in den Lutherischen Liedern nur zu sehr gebraucht worden. Dieser Einfall wird wohl allen frommen Leuten, besonders den Lutheranern, ärgerlich seyn, und er schien mir etwas schwer zu vertheidigen.

Ich habe auch gehört, daß in einem Journale, ich weiß nicht, in welchem? einem Recensenten es befremdet hat, daß ich mich mit Verzierung dieses Werkes abgegeben hätte. Darüber würde ich doch lachen, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ich mit gutem Gewissen für diesen letzten Theil, so wie einst, die Kupfer machen könnte. Ich halte dafür, daß in allen Sachen, wo man zweifelt, ob man Recht thut, man zurückhaltend seyn muß.

Ich gestehe, daß mir Ihre Verlegenheit zu Herzen geht; ich wollte Ihnen gern helfen, wenn ich könnte; aber wenn ich auch bey Ihnen für abergläubisch gehalten werden sollte, so sehr mich das betrüben würde, kann ich doch nicht; Berlin, den 8ten März, 1776.**)

D. Chodowiecki.

Nicolai that hierauf C. den Vorschlag, über seine Zweifel einen noch jetzt lebenden französischen Prediger in Berlin, der vermuthlich C.'s Weichtvater war, zu Rath zu ziehen, und dieß that er auch. In einem Billet vom 12ten März [1776] meldete C. ihm, daß er mit dem Prediger [Boquet] gesprochen habe, und daß dieser zwar weniger Gefahr bey der Sache sehe, als C., indessen doch manche Stellen der Handschrift so anstößig finde, daß er deren Abänderung für nöthig halte. Diese Stellen zeigt C. an, und da N. sich zu deren Abänderung, z. B. „eingeblassen“ in „eingegeben“***) versteht, so erklärt sich C. auch bereit, nummehr die Kupfer sogleich zu entwerfen.

v. Göttingk.

*) Chodowiecki hat wohl hier diejenige Szene im zweiten Bande vor Augen, wo der Pietist mit dem Sebalduß Rothanker nach Berlin kommt, empört über die vergnügungssüchtigen Weltkinder, die am Sonntag spazieren gehen, an ihnen Befehrvungsversuche anstellt. „Endlich, heißt es daselbst, gerieth er [der Pietist] an einen Kerl, der . . . ein Schlächter oder Gerber sein konnte.“ „Mein Freund, redete er ihn an, er gehet, um sich die Zeit zu vertreiben, o! wenn er wüßte, wie wohl dem ist,

Der da seine Stunden
In den Wunden
Des geschlacht'nen Lamm's verbringt.

„Herr, sagte der Kerl mit starren Augen, was kann mir das helfen, ich bin vorigen Sonntag im Lamme gewesen, aber das Bier war sauer.“ Seb. Rothanker II, S. 28. Chodowiecki hat diese Szene selbst für die Darstellung ausgewählt. Engelmann S. 85, Nr. 129.

**) Das Datum ist im Original von andrer [Nicolais?] Hand über die letzte Seite des Briefes geschrieben; Göttingk fügte Berlin hinzu.

***) In der ersten Auflage des 3. Bandes S. 60 steht „eingehaucht.“

